



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Seereise in Kriegszeiten.

Selig, wer sich auf diese Weise Schätze für den Himmel sammelt, wahre, ewige Schätze, die weder Rost noch Motten verzehren!

Schw. M. Dulcissima, C. P. S.

Der Mariannhiller Messbund.

Wir erlauben uns in diesen ernsten Kriegszeiten, da so viele unserer braven Soldaten täglich und stündlich den größten Gefahren ausgesetzt und Tausende schon gefallen oder schwer verwundet sind, wieder unsern Meßbund in freundliche Erinnerung zu bringen.

Aufnahmefähig in den Mariannhiller Messbund ist jeder katholische Christ, Lebende sowohl wie Verstorbene. Die einzige Bedingung hiesfür ist die Eintragung des betreffenden Namens in unser Verzeichnis und die einmalige Entrichtung eines bescheidenen Missionsalmosen im Betrage von wenigstens einer Mark, bzw. einer Krone.

Vorteile:

1. Täglich werden in unserer Mission für die Mitglieder dieses Messbundes zwei hl. Messen gelesen, eine zu Ehren der allerseligsten Jungfrau für die Lebenden, und eine Requiemmesse für die Verstorbene.

2. Alle Wohltäter unserer Mission — und dazu rechnen wir auch die Mitglieder unseres Messbundes — haben Anteil an den Gebeten, Arbeiten und guten Werken der ganzen Mariannhiller Missionsgenossenschaft.

3. Täglich wohnen viele Hunderte schwarzer Kinder der hl. Messe bei und beten dabei nach der Meinung unserer Wohltäter.

4. Mehr als 320 Missionare und Ordenspriester opfern jeden Monat wenigstens einmal die hl. Kommunion und täglich bestimmte Gebete in der gleichen Meinung auf.

Der genannte Messbund erhielt nicht nur die Genehmigung des Hochw. Herrn Bischofs Dr. Heinrich Desalle O. M. I., des apostolischen Vikars von Natal, sondern auch die des hl. Vaters Papst Pius X. Se. Heiligkeit geruhte, gelegentlich einer Audienz des Abtes von Mariannhill am 6. Oktober 1906 unter das betreffende Dokument eigenhändig die Worte zu setzen: „Wir segnen dieses heilige Werk und wünschen allen Wohltätern vom Himmel her die besten Gnaden Gaben!“

Wer von unsrer geehrten Lesern will, falls es nicht schon geschehen, dem Mariannhiller Messbund beitreten, wer behilflich sein, ihn in möglichst weiten Kreisen zu verbreiten? Des Himmels reichsten Gnaden Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Eine Seereise in Kriegszeiten.

(Mit 2 Bildern Seite 5 und 6.)

Mitte Juli 1914 erhielt ich von meinen Obern den Auftrag, von Mariannhill nach unserm Missionshause „St. Paul“ in Holland überzusiedeln. Die nötigen Vorbereitungen waren schnell getroffen, und so reiste ich am 23. Juli auf der „Gertrud“, einem Schiffe der Wörmann-Linie, von Durban ab.

Am 29. Juli war ich in Kapstadt. Spät am Abend, zu einer Zeit, da wir das Schiff nicht mehr verlassen konnten, hörten wir, Österreich habe an Serbien den Krieg erklärt. Hätte ich ein paar Stunden früher davon eine Ahnung gehabt, so hätte ich sofort telegraphisch in Mariannhill angefragt, ob ich weiterreisen oder zurückkehren solle; denn es war uns allen sofort klar, daß dieser

Krieg weitere Verwicklungen nach sich ziehen würde. So aber war es zu spät, die Fahrt ging weiter vom Indischen Ozean in den Atlantischen hinein.

Am 30. Juli waren wir in Lüderitzbucht, am 31. in Swakopmund. Es hieß, die Banken daselbst seien geschlossen, kurz, alles deutete auf einen großen, allgemeinen Krieg.

Am 1. August gingen wir wieder in See. Die Schwarzen, deren wir etwa 170 von Mozambique her an Bord hatten und die nach der Insel St. Thomé gebracht werden sollten, merkten zuerst, daß das Schiff seinen Kurs geändert habe. Am Stande der Sonne erkannten diese Naturmenschen, daß wir nicht mehr nordwärts, nach St. Thomé, sondern westlich, nach Südamerika zu fuhren. So war es in der Tat. Der Kapitän hatte uns nichts gesagt, aber es hieß, er habe von Nauen her ein drahtloses Telegramm erhalten, in Deutschland sei die Mobilisierung erfolgt, die Haltung Englands sei ungewiß, und daher möge er es versuchen, Rio de Janeiro anlaufen.

Wir fuhren also 600 Seemeilen nach Westen und blieben dort bis zum 4. August liegen, um zunächst andere Schiffe der Wörmann-Linie zu erwarten. Am genannten Tag kam „Karl Wörmann“, am 5. August „Frida Wörmann“, am 6. „Muansa“. Vom letzten Schiffe erhielten wir Proviant, der eigentlich nach Lüderitzbucht bestimmt war, frisches Gemüse, Reis usw., und 20 000 Eier. Als Neuigkeit wurde gemeldet, England habe an Deutschland den Krieg erklärt, in Südwest habe man Kanonen und Munition ins Innere geschafft, und unsere Schiffe müssten, um nicht von den Engländern gefangen zu werden, einen neutralen Hafen anlaufen. Für unser Schiffe, „Gertrud Wörmann“, war dies doppelt ratsam, denn sie hatte eine wertvolle Ladung an Mais, Kupfer usw., und überdies Diamanten im Werte von acht Millionen. Diese wollte der Kapitän nicht den Engländern überlassen.

Um die Nationalität der Schiffe zu verbergen, wurden die Schornsteine, die bisher die deutschen Landesfarben trugen, alle schwarz angestrichen. Dann ging es weiter gegen Rio de Janeiro zu. Bis zum 13. August fuhr unser Schiffe den übrigen voraus, an welchem Tage uns die „Muansa“ überholte. Vom 15. August abends an fuhren wir ohne Licht, d. h. jede elektrische Lampe auf dem Schiffe wurde ausgedreht; in den Kabinen, selbst auf den Aborten war es absolut dunkel, nur in den Gängen innerhalb des Schiffes brannten kleine Delampen.

Rio de Janeiro war nahe, doch der Kapitän erklärte, wir könnten nicht landen, denn es liege ein englisches Kriegsschiff vor dem Hafen. Diese Nachricht soll er einem holländischen Schiff, das mit einem zweiten drahtlos korrespondierte, abgefangen haben. Die Sache ging allmählich an, etwas ungemütlich zu werden. Am 16. August fuhren wir draußen auf hoher See zwecklos im Kreise herum, und zuletzt erklärte der Kapitän, er werde heute Nacht versuchen, die brasilianische Küste anzulaufen, und zwar um jeden Preis; er sei entschlossen, der kostbaren Ladung wegen nicht zu halten, auch wenn ein englisches Kriegsschiff die „Gertrud Wörmann“ unter Feuer nehme. Da machten viele ihre Rechnung mit Gott, andere aber, und ich muß leider sagen, die Mehrzahl, suchten ihre Bedenken im Alkohol und durch Singen freier Lieder zu ersticken.

Um Mitternacht fuhren wir, etwa 50 Meilen von Rio de Janeiro entfernt, in die „Sapetiba-Bai“ ein.

Kein feindliches Kriegsschiff hatte uns bemerkt. Das erste, was wir am nächsten Morgen erblickten, waren drei große Haifische, die geraume Zeit unser Schiff umkreisten. Die Tiere blieben uns überhaupt auf der ganzen Fahrt am längsten treu. Nur einen Tag, als wir mitten im Atlantischen Ozean zwischen Afrika und Südamerika waren, sahen wir keine Vögel. Möven folgten uns 900 Seemeilen weit nach, und später eine Art Seeschwalben, Walfische dagegen nur vereinzelt, auf drei Tagereisen von der Küste entfernt. Fliegende Fische sahen wir oft in ganz erstaunlicher Menge.

Die Sapetiba-Bai ist wundervoll gelegen. Hohe Berge, einzelne bis zu einer Höhe von 2000 Meter ansteigend und alle bis zum Gipfel bewaldet, umgeben sie in weitem Halbkreis. Einer dieser Berggipfel hat die Form eines Rabenschnabels; er scheint auch tatsächlich die Wohnstätte vieler Raubvögel zu sein, wenigstens sah ich sie darüber in großer Zahl hoch in den Lüften kreisen. In der Bai befindet sich die Quarantine-Station von Rio de Janeiro; man sah vom Schiffe aus ein großes Hospital, rings von kleineren Gebäuden umgeben. Man sagte, es sollen auch Pestkrankte dort zu finden sein. Im Meere selbst liegen, wie von Schöpfer-hand hingemäht, kleine mit Palmen bestandene Inseln und eine Meile ge riefiger Felsblöcke, das ganze so malerisch-schön, daß sich das Auge kaum davon satt sehen kann.

Allein trotz dieser Naturwunder ließ unsere Stimmung viel zu wünschen übrig. Durch Brieftausch wurde uns am 19. August bekanntgegeben, daß von heute an die Schiffskost sehr schmal sein werde, weil man sich auf einen mehrmonatlichen Aufenthalt in der Bai gefaßt machen müsse, der englischen Kriegsschiffe wegen, die vor Rio freuzten. Ferner wurde verkündigt, daß am nächsten Tag ein Postbote nach Rio gehe und daß jeder das Schiff verlassen könne, jedoch auf eigenes Risiko. Alle beschlossen, zu bleiben und die weitere Entscheidung der Compagnie abzuwarten, ob sie uns nämlich freie, wenn auch etwas schmale Verpflegung gebe, oder etwa pro Tag fünf Mark anrechne oder von hier aus die Heimreise bezahle, beziehungsweise das nach Europa bezahlte Fahrgehalt zurückverstatte, wenigstens teilweise.

Um Mitternacht kam ein Leichter von Rio und brachte uns vom deutschen Konsul die Nachricht, die Bahn nach Rio sei frei. Um 1/2 Uhr morgens ging es unter Führung eines Piloten ab und nachmittags um 2 Uhr landeten wir in Rio de Janeiro.

Die Einfahrt von der Seeseite ist unbeschreiblich schön. Viele sagen, Rio de Janeiro sei die schönste Stadt der Welt, selbst Neapel nicht ausgenommen. Diese Berge und Felsmaßen, dazu die unbeschreibliche Farbenpracht

bei all der Mannigfaltigkeit der Formen! Einer dieser Berge wird seiner eigentümlichen Gestalt wegen der „Zuckerhut“ genannt. Von seiner höchsten Spitze aus führen Schwebebahnen nach anderen Berggipfeln in der Nähe. Links und rechts am Meeressufer sind, nach den Kanonen und den Betonwerken zu schließen, starke Festungen. Eines dieser Festungswerke liegt mitten im Hafeneingang, ragt nur wenig über die Meeresläche empor und sieht gerade aus wie ein Walfisch; doch der Rumpfleib dieses Walfisches ist aus Beton und darin versteckt ruhen Kruppsche Panzertürme.

Es lag gerade die ganze brasilianische Flotte im Hafen, doch versicherte man uns, sie habe seit der letzten Rebellion keine scharfe Munition mehr erhalten. Der Hafen von Rio ist so groß, daß er, wie allgemein versichert wird, alle Schiffe der ganzen Welt fassen könnte.

Am 20. August kam ein Desinfektionschiff, um die



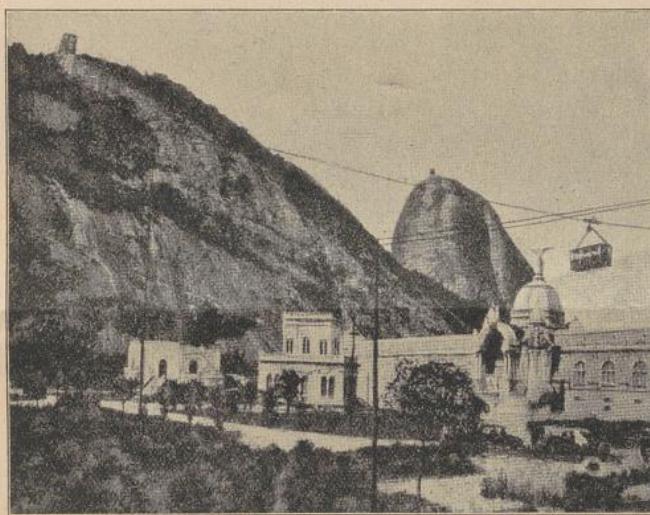
Panorama von Rio de Janeiro.

Schwarzzen, die wir an Bord hatten, nach bewährter Pasteur-Methode auszuräuchern. Ich denke, das wäre um so weniger notwendig gewesen, als man auch auf unserem Schiff bei diesen Schwarzzen sehr auf Ordnung und Reinlichkeit sah. Jede Woche mußten sie große Wäsche halten, d. h. zunächst ihre eigenen Lendentücher waschen, und darauf sich selbst einem großen Reinigungsprozeß unterziehen. Zu genanntem Zweck stand ein großes Gefäß bereit nebst Seife, womit sich die Schwarzzen mit großem Behagen einriebten. Einreiben mit Fett ist dem Schwarzzen ein Hochgenuss. Wenn sich dann alle vom Kopf bis zu den Füßen gründlich eingeseift hatten, erschien ein Schiffsoffizier, der jeden einzelnen Neger vornahm und mit dem Wasserschlauch in der Hand „weiß“ wusch. Interessant war es auch jedesmal, mit welcher Schnelligkeit die Schwarzzen am Schlusse ihre Lendentücher wieder herausfanden, obwohl dieselben nicht gezeichnet waren und einander so ähnlich sahen wie ein Ei dem andern.

Diese Schwarzzen machten uns überhaupt manchen Spaß. Jeder von ihnen trug in der Form eines Medaillons eine Nummer um den Hals. Es waren im allgemeinen wohlgebaut, anständige Leute, die einen recht

guten Eindruck machten. Gab man ihnen Zigaretten, so fingen sie vor Freude zu tanzen an, machten allerlei komische Geberden und sangen ihre einheimischen, etwas melancholisch gefärbten Lieder. Als Nahrung erhielten sie Reis und Makaroni, dazu ein ordentliches Stück Brot. Sie gediehen sichtlich bei dieser Kost; dagegen konnten viele das kalte Klima nicht ertragen und erkrankten an Lungenschwindsucht. Im ganzen mögen wohl zehn Prozent gestorben sein, und zwar ohne jeden geistlichen Beistand, wie mir ein protestantischer Missionar mit gerechter Entrüstung erzählte.

Also die Schwarzen wurden von der brasilianischen Regierung gründlich „ausgeräuchert“; böse Zungen behaupteten allerdings, das sei nur geschehen, um die leeren Taschen der Aerzte beim gegenwärtigen großen Geldmangel wieder zu füllen, denn die Ausräucherung sei anfänglich für alle Passagiere, auch die weißen, bestimmt gewesen, und der Kapitän habe sich nur durch ein gutes Trümpfchen von dieser Maßregel loskaufen können.



Der „Zuckerhut“ bei Rio de Janeiro mit der Schwebebahn.

In Rio de Janeiro war der Belagerungszustand erklärt, um Unruhen zu verhüten, da die Beamten und Soldaten seit Monaten keinen Sol d mehr erhalten hatten. Bei diesem Anlaß hatte die Regierung, wie ich hörte, eine ganze Reihe oppositioneller Personen, namentlich Journalisten, in Festungshaft gejagt.

Am 20. August waren schon 28 deutsche Schiffe mit über 250 000 Registertonnen hier, die alle in dem neutralen Hafen Schutz gegen die englischen Kriegsschiffe gesucht hatten.

Am 25. August war am Brett angeschlagen, wer noch länger auf dem Schiff bleiben wolle, habe pro Tag fünf Mark zu bezahlen. — Jetzt wußten wir, woran wir waren! — Wir waren also ganz auf uns selbst angewiesen und jeder mußte hier, im fremden Lande, ohne Aussicht auf Verdienst, schauen, wie er sich das Geld verschaffe.

Die Weiterreise nach Europa konnte natürlich nur auf einem nichtdeutschen Schiffe geschehen. Das Nächstliegende war, daß wir ein holländisches oder italienisches Schiff wählten, allein alle die verschiedenen Compagnien hatten der Kriegszeiten wegen die Fahrpreise bedeutend erhöht; die holländischen um 50 Prozent, und die ita-

lienischen gar um 100 Prozent, so daß eine Fahrkarte von Rio de Janeiro nach Amsterdam mit der Intermedia-Klasse, das ist die billigste Klasse, mit der ein anständiger Mann noch fahren kann, 314 Mark kostete. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Hindumission in Rio Kopjes (St. Thomas).

(Fortsetzung.)

(Mit 5 Bildern Seite 7, 8, 9, 10, 11)

Religion der Hindu.

§. — Um unseren Lesern einen Begriff von den Schwierigkeiten der Mission unter den Indiern zu geben, werfen wir ein Streiflicht über ihre Religion, Brahmanentum und Klassenwesen.

Die ältesten Urkunden über die Religion der Indier sind in den Vedas enthalten. Veda bedeutet Wissen oder Wissenschaft. Man unterscheidet drei Arten von Vedas, die nach Inhalt und Zeit des Entstehens verschieden sind: die Mantras, Lieder, die Brahmanas, Abhandlungen über Gebet und Opfer, und die Sutras, Leitfäden über das derzeitige Gesamtwissen. Von diesen erregen die Mantras wegen ihres hohen Altars das größte Interesse. Sie sind gesammelt in den sogenannten Sanhitas, von welchen die wichtigste die Sanhita des Rigveda ist, die in acht Büchern in verschiedenen Sprachen übersetzt wurde. Sie allein enthält 10580 Strophen. Diese wurden wahrscheinlich erst nach Jahrhunderte langer mündlicher Überlieferung etwa 1400 v. Chr. gesammelt und sie stellen die ersten schriftlichen Denkmäler nicht nur des indischen, sondern auch des indo-germanischen Geisteslebens dar.

Nach diesen alten Lehren der Vedas wurden zuerst die Naturscheinungen als Götter verehrt. Einer der ältesten Götter aus indo-germanischer Vorzeit ist Dhaus, der Himmel, als dessen Gemahlin die Erde gilt. An der

Spitze der Götter marschiert später Indra als Himmelsgott. Die Untergottheiten, die für die verschiedensten Anliegen angerufen wurden, zählten nach vielen Dutzenden. Nach altindischer Naturaufassung fand den Göttern keine Oberhoheit zu; man dachte sich dieselben vielmehr als den Menschen gleichgestellt. Die ihnen dargebrachten Opfer sollten daher auch keinen Sühnecharakter tragen, sondern bloß Hilfe für allerlei Anliegen erzielen. Das Opfer war den Axiern, die in frühester Zeit (300 v. Chr.) die Urbewohner Indiens unterjochten und die herrschende Klasse waren, eine Speise, die den hungrigen und durstigen Göttern zu Ernährung angeboten wurde, und die Priester zwangen dadurch gleichsam die Götter, sich den Menschen hilfreich zu zeigen.

In den späteren Schriften taucht jedoch bei den Priestern die höhere Idee eines einzigen unendlichen Urhebers der Welt auf, dem die vielen als Gottheiten gedachten Naturkräfte untergeordnet sind. Die Brahmanen erfanden und verkündeten nun einen neuen Gott, den Brahmanaspati, d. i. den Herrn des Gebets. Dies zauberhafte Wesen war im Gebete, in den religiösen Ceremonien, ja in den Priestern selbst vorhanden und zwang die Götter zur Erhörung. So konzentriert sich